Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 19: 1

Artikel: Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]
Autor: Vogel, Bodo M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643574

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Mund, der schweigen muß

Roman einer Aerztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 1

„Aber Frau Medow! Sie denken gewiß, eine Ärztin, die Nachtdienst gehabt hat, schläft den ganzen Tag. Nein, so ist das nicht. Fünf, sechs Stunden Schlaf genügen mir. Heute Nachmittag war ich sogar in der Stadt und habe eingekauft — — —"

„Dann haben Sie gewiß die Wolle für die arme Frau Müller besorgt", sagte die Kranke freudig. „Gestern, bevor sie mich hierher gebracht haben, hat sie noch davon gesprochen."

„Ja, ich habe die Wolle geholt."

Thea sah zu Boden. Es war ergreifend, wie diese Sterbende zuerst an andere und dann an sich selbst dachte.

„Das freut mich sehr", fuhr Frau Medow fort. „Sie will ein Kleidchen für ihr Kleines machen. Den ganzen Tag denkt sie nur an das Kind, und nachts, im Fieber hat sie oft davon phantasiert. Es ist ja auch zu traurig, daß sie es nicht bei sich haben kann. Ich kann mir das vorstellen. Ich habe Kinder sehr gern gehabt —"

Sie schwieg und sah eine Weile vor sich hin. Ihre linke Hand zitterte und strich über die Bettdecke hin und her.

Thea fragte die Kranke, ob sie etwas zu trinken wolle. Vielleicht ein bißchen Milch? Nein, sie schüttelte den Kopf.

„Ich möchte etwas anderes, mein liebes Fräulein Doktor", sagte sie. „Ich muß mit jemand sprechen, zu dem ich Vertrauen habe. Denn — — — ich werde doch wohl nun bald — — auf jeden Fall möchte ich in Ruhe und Frieden in den Tod gehen. Dann wird auch der zweite Teil meines Gebetes erhört. Fräulein Doktor, ich will Ihnen jetzt von jemand erzählen — — von meinem Sohn!

„Ja, sehen Sie, Sie haben es nicht bemerkt, daß ich einen Sohn habe. Er hat mich ja auch nicht besucht, und ich habe auch nicht darüber gesprochen. Beides hatte seinen Grund. Mein Junge — — mein Herbert — — er ist im Gefängnis! Davon will ich Ihnen nun erzählen, Fräulein Doktor. Sie hören doch zu? Bitte, hören Sie mich an! Denn — denn nachher muß ich Sie um einen großen, sehr großen Gefallen bitten — —"

Thea zögerte. Nicht, weil sie die Verantwortung fürchtete oder die Erfüllung scheute. Sollten Enttäuschung und Bitterkeit in der Sterbenden noch einmal aufleben? Vielleicht war es besser, wenn sie das alles mit ins Grab nahm ...

Und doch ... der Sohn, dieser Herbert, schien viel für sie zu bedeuten. Wahrscheinlich alles, Thea erinnerte sich auf einmal an den traurigen Gesichtsausdruck der Kranken während der Besuchsstunden, wenn Verwandte, Freunde und liebe Menschen um jedes Bett geschart standen, und alle Gesichter froh waren und lachten. Nur am Bett von Frau Medow war nie jemand gewesen. Deshalb also war sie jedesmal so still und bedrückt erschienen. Der einzige, den sie liebte, konnte nicht kommen. Er war im Gefängnis! Konnte man einer Sterbenden unter diesen Umständen die Bitte abschlagen von dem Sohn zu sprechen?

„Ich will Sie gern anhören, Frau Medow", sagte sie. „Und wenn ich irgend etwas für Sie tun kann, werde ich es gern tun."

Es schien, als ob diese Zusage die schwache Kraft der Kranken belebte. Sie sprach eine ganze Weile, ohne sich zu unterbrechen.

Sie erzählte Thea von ihrem Sohn, der wirklich ihr alles auf der Welt gewesen war. Ihr Mann war schon lange tot, und ihre ganze Liebe hatte dem Sohn gegolten, der infolgedessen sehr verwöhnt wurde. In der Schule war er gut vorwärts gekommen, und er hatte auch das Gymnasium bis zu Ende besucht.

Frau Medow deutete nur an, welche Opfer sie der höhere Schulbesuch gekostet hatte, aber sie hatte alles gern auf sich genommen.

Herbert hatte sich dann einer kaufmännischen Tätigkeit zugewandt, aber das war ihm schwer gefallen. Fräulein Doktor sollte doch begreifen, daß der junge Mann ebenso klug wie hübsch war. Da Schönheit eben auch ein Nachteil sein kann, war der junge Herbert auf die schiefe Ebene gekommen. Natürlich entschuldigte die Mutter ihren verwöhnten, geliebten Sohn, aber alle Beschönigungen konnten die Tatsache nicht verheimlichen, daß Herbert verschiedentlich seine kaufmännischen Stellungen wechselte und schließlich im Ausland eine Tätigkeit als Vertreter einer märchenhaften Firma antrat. Nach mehreren Jahren kam er zurück, und als einziges Gepäck trug er den Anzug, den er anhatte. Dafür aber wußte er viel zu erzählen, hatte er viel erlebt und gelernt, doch, als ihm ein Bekannter eine bescheidene Stellung als Geschäftsbote vorschlug, sagte er nicht nein. Er wollte ein neues Leben beginnen, und wirklich, im Verlaufe von mehreren Jahren hatte er es bis zum Abteilungsleiter einer großen Versicherungsfirma gebracht. Seine Mutter atmete schon auf, als plötzlich eine Frau in das Leben ihres Sohnes trat, und damit rückte die Katastrophe heran.

"Ich — ich will nichts Schlechtes von ihr sagen", sprach Frau Medow weiter, „ich liege ja auf dem Sterbebett. Aber, sie hat keinen guten Einfluß auf ihn gehabt. Lisa Melrum heißt sie, und für Herbert war es ein Unglückstag, als er sie kennenlernte.

Natürlich, hübsch ist sie. Sehr hübsch und elegant. Doch ihr Charakter ist ganz anders. Sie hat Herbert gleich umgarnt, weil sie es auf sein Geld abgesehen hatte. Und er — — er wollte sie sogar heiraten, er war ganz versessen darauf. Ich bezweifle aber, ob sie auch so gedacht hatte.

Sie war dreiundzwanzig Jahre alt — ein paar Jahre jünger als Sie, Fräulein Doktor — und sie hatte Herbert bald so sehr in ihren Bann gezogen, daß er seine Arbeit vernachlässigte. Keinen Abend war er mehr zu Hause, immer in Tanzlokalen und Cafés, er machte ihr teure Geschenke, schickte ihr Blumen und so weiter.

Darauf kam es ihr natürlich an; sie trieb ihn zu immer neuen Ausgaben, und der arme Junge wußte schließlich nicht mehr, wo er das viele Geld hernehmen sollte ..."

Zum ersten Male unterbrach die Kranke ihre Erzählung, und Thea hatte das Gefühl, nun den wahren Grund für den seelischen Zusammenbruch der Patientin erfahren zu haben.

Es war nicht mehr viel zu erzählen. Herbert, der nun immerhin schon in den dreißiger Jahren stand, hatte Geld aus der Kasse genommen, erst wenig, dann mehr und schließlich einen größeren Betrag. Das Fehlen der Summe wurde entdeckt, die Firma erstattete Anzeige, und das Ende war die Verurteilung zu sechs Monaten Gefängnis.

„Und jetzt ist er hier im Gefängnis und verbüßt seine Strafe, Fräulein Doktor", fuhr Frau Medow fort. „Am vierten des kommenden Monats um neun Uhr früh wird er entlassen. Ich — ich wollte ihn abholen, aber nun — — nun wird es wohl

nicht mehr möglich sein. Und darum, Fräulein Doktor, darum wollte ich Sie bitten — — herzlichst bitten, an meiner Stelle hinzugehen ...

Holen Sie ihn bitte ab, wenn er herauskommt, und verhindern sie, daß er, wenn er herauskommt, mit anderen, vor allem mit dem Mädchen zusammenkommt. Hier ist ein kleines Paket, es enthält wichtige Papiere, einen Brief und ein Bild von ihm aus dem vorigen Sommer. Ich lege alles auf den Tisch — — und — — — grüßen Sie meinen Jungen von mir. Sagen Sie ihm, was seine alte Mutter auf dem Sterbebett von ihm gesprochen hat — — —

Fräulein Doktor, er ist im Grunde nicht schlecht, das weiß ich. Nur leichtfertig! Vielleicht habe ich ihn zu sehr verwöhnt. Er kann noch alles wieder gutmachen. Er kann noch ein Mann werden. Ich bin sogar fest davon überzeugt — — Sie schlagen mir die Bitte nicht ab, nicht wahr, Fräulein Doktor? Sie sind immer so freundlich zu mir gewesen und darum ... nicht wahr, Sie tun es? Sie gehen hin zu dem Jungen — —!"

„Aber, Frau Medow", rief Thea aus, „ich kenne ihn ja gar nicht. Wir sind uns vollkommen fremd. Wie kann ich ..."

„Fräulein Doktor, rücken Sie bitte das Licht zurecht, daß ich Ihnen in die Augen sehen kann."

Thea tat es und Frau Medow sagte, nachdem sie sie angesehen hatte:

„Sie sind eine Aerztin, Fräulein Doktor — eine Aerztin im schönsten Sinne des Wortes — für Leib und Seele." Sie schwieg einen Augenblick, beide sahen sich fest an und dann fuhr die Kranke fort: „Mein Junge ist ohne einen Rückhalt verloren. Vielleicht ... vielleicht kann ein einziges Wort von Ihnen ihn retten. Lassen Sie mich nicht im Stich, Fräulein Doktor. Ich flehe sie an, bitte — — —"

Sie weinte nicht, keine Träne war in ihren Augen, aber ihr Blick war unendlich traurig und hoffnungslos. Thea schwankte nicht mehr.

„Beruhigen Sie sich, Frau Medow", sagte sie, wieder ihre Hand pressend, „ich gehe hin, ich verspreche es Ihnen. Ich will versuchen, meinen Einfluß geltend zu machen und tun, was ich kann. Und nun — — — legen Sie sich wieder zurück — — es wird alles sein — wie Sie es wollen — — —"

„Vielen Dank", flüsterte die Kranke und ein Lächeln trat um ihren Mund. „Ich wußte ja, Sie würden es tun. Und — — und seien Sie nicht hart zu ihm. Im Guten ist bei ihm alles zu erreichen. Vielleicht wird er zuerst etwas abweisend sein, aber, lassen Sie sich dadurch nicht einschüchtern. Dort ist ja sein Bild, und den Tag an dem er entlassen wird, habe ich noch auf einen Zettel geschrieben. Und nun — — vielen Dank noch einmal, mein liebes Fräulein Doktor — Gott lohne Ihnen alles —"

Thea war aufgestanden.

„Nun versuchen Sie ein wenig zu schlafen", sagte sie.

Die Kranke schloß die Augen und Thea ging leise hinaus. Sie kam sich vor wie im Traum.

Draußen im großen Saal, dort in der Ecke, wo die grüne Lampe hinter einer spanischen Wand brannte, saß die Schwester. Sie sah heute ungewöhnlich müde und nervös aus.

„Legen Sie sich nur ein wenig nieder", sagte Thea, „ich übernehme gern Ihren Dienst. Ich habe noch zu schreiben. Und außerdem — — ich möchte immer selbst anwesend sein ..."

Nach einigen Protestversuchen ging die Schwester fort. Thea war allein. Sie setzte sich an den Tisch und holte Briefpapier hervor. Sie wollte an ihre Eltern schreiben, ihr Vater war pensionierter Beamter in einer kleinen Stadt. Sie fing den Brief an, aber die Kranken waren heute Nacht unruhig. Sie wußten ja alle, was nebenan, in dem Einzelzimmer, sich ereignete. Manche sprachen im Schlaf, andere schrien auf, und alle paar Minuten war eine neue Störung da. Hier und dort war ein gutes Wort zu sprechen, hier eine Ermahnung, endlich die Augen zuzumachen; eine Patientin mußte ein Schlafmittel bekommen. Erst gegen Morgen wurde es endlich still. Alle schliefen. Aber der angefangene Brief lag immer noch da, und Thea hatte keine Lust mehr zum Schreiben.

Frau Medow lag noch immer still und ruhig. Ihr Atem ging röchelnd, und ihr Gesicht sah schrecklich aus. Nach dem letzten Kontrollgang setzte sich Thea wieder an den Tisch. Sie hatte ein böses Flimmern in den Augen und es wurde ihr schwer, ihre Gedanken zu konzentrieren. Je mehr sie über den Auftrag von Frau Medow nachdachte, desto bedenklicher stimmte sie die Verantwortung, die sie übernommen hatte.

Waren das nicht fast alles unmögliche Dinge? Mit einem Mann, der unmittelbar aus dem Gefängnis kam, Bekanntschaft anzuknüpfen. Einen günstigen Einfluß auf ihn geltend zu machen. Und gar zu verhindern, daß er wieder mit einem Mädchen zusammentraf, das sein Unglück gewesen war? Wie sollte sie das bewerkstelligen?

Aber — sie hatte es ja versprochen und mindestens ein Versuch mußte immerhin unternommen werden.

Kurz vor fünf Uhr kam die Schwester wieder. Sie sah frisch und ausgeruht aus, Thea schickte sie gleich in das Einzelzimmer. Nach wenigen Sekunden war die Schwester schon wieder an der Tür und gab Thea einen Wink.

Es war so weit.

Frau Medows Leben verlosch sanft im Schlaf. Nur noch einmal öffneten sich ihre Lippen zu einem „Herbert", und dann, dann hatte sie überwunden.

Thea und die Schwester standen eine Weile still neben dem Bett. Dann sah die Schwester nach der Uhr und sagte leise:

„Fünf Uhr sieben, Fräulein Doktor. Für die Eintragung ins Buch — — —"

Thea nickte.

Mechanisch machte sie die üblichen Feststellungen. Die Schwester bewegte die Lampe und leuchtete.

„Es geht Ihnen nahe?" sagte die Schwester. „Kannten Sie sie?"

„Nein. Das heißt ein wenig." Und nach einer Weile fuhr sie fort. „Ich habe es nun schon so oft miterlebt, aber es greift mir jedesmal ans Herz."

„Man muß stark sein."

„Gewiß, Schwester."

Auf dem Tisch lag das kleine verschnürte Päckchen. Die Schwester nahm es auf und bemerkte:

„Für Sie, Fräulein Doktor. Es steht drauf."

„Ja, ich weiß schon — — — einige Papiere — — —"

Sie nahm das Päckchen an sich.

Dann gingen sie hinaus.

Die Kranken schliefen noch alle.

„Soll ich Kaffee holen?" fragte die Schwester, „vielleicht wollen Sie etwas Heißes trinken — — —"

„Ja, holen Sie ihn. Es ist recht."

Thea setzte sich an den Aufsichtstisch und nahm das Kranken-Journal. Am Ende der Spalte, die mit „Medow, Anna, Witwe, 63 Jahre" begann, schrieb sie neben dem Datum den Vermerk nieder. „Gestorben fünf Uhr sieben Minuten. Anwesend: diensttuende Schwester und Dr. Hansen." — Darauf öffnete sie das Paket. Es enthielt einen dicken, verschlossenen Briefumschlag mit der Aufschrift: „An Herbert" und ein Bild. Thea betrachtete es aufmerksam.

Das also war der Sohn, der seiner Mutter so viel Kummer gemacht hatte, und den sie doch für gut und abgöttisch liebte.

In der Tat, ein hübscher Mensch, und — sonderbar, er kam Thea irgendwie bekannt vor. Hatte sie ihn schon gesehen? Oder — sah er einem Bekannten ähnlich?

Auf einmal fiel es ihr ein, und sie schüttelte verwundert den Kopf. Konnte das möglich sein?

Fortsetzung folgt.